

**Morgen ohne Beginn:** Das Licht ist grau. Ich liege auf der Matratze, die ich manchmal gegen die Wand kippe, weil der Raum zu klein ist. Es gibt Nächte, da denke ich an Betten mit Gestell, mit Lattenrost. Mein Zimmer misst neun Quadratmeter. Das Fenster lässt sich kippen, wenn auch nicht öffnen. Die Steckdose wackelt, was auch immer ich anstecke, hat seinen eigenen Rhythmus. Mein Schreibtisch ist keiner, nur ein Brett auf zwei Hockern. Das Bad ist im Flur, für alle. Ich kenne die anderen nicht, ich höre ihre Stimmen, ihre Schritte, beim Warten vor der Tür am Morgen, wenn das Bad belegt ist. Einen Wecker brauche ich nicht. Ich wache auf, wenn die Müllabfuhr unten auf der Straße bremst. Oder wenn der Hund aus der Wohnung über mir bellt. Manchmal geschieht dies gleichzeitig. Dann weiß ich, dass es kurz nach sechs ist. Heute ist Montag. Mein Arbeitsplan besteht aus Zetteln am Kühlschrank der Gemeinschaftsküche. Wenn mein Name dort steht, habe ich Schicht. Callcenter, acht bis zwölf.

**Zwischenräume:** Früher wohnte ich in einer Altbauwohnung. Hohe Decken, Parkettböden, Fensterbänke breit genug für Bücherstapel und Teetassen. Ich erinnere mich, wie das Licht nachmittags durch die Platanen des Innenhofes ins Zimmer fiel, golden und schräg. Eine der Platanen wuchs so nah ans Haus, dass ich dachte, sie hörte unsere Gespräche mit. Ich hatte geglaubt, Bäume merken sich Dinge. Es war eine WG, wir waren zu viert. Ich hatte einen Schlüssel, einen Schreibtisch, ein richtiges Bett. Ich hatte Platz für meine Bücher, meine Gedanken, meine Müdigkeit. Wir hatten eine Couch aus dunkelgrünem Samt, secondhand. Und ein Regal voller Bücher, die waren nach Farben sortiert. Ich trug Wollsocken mit Mustern und schrieb meine Abschlussarbeit über die Poetik der Leerstelle. Ich glaubte an Sprache, an Schrift, an Zukünftiges. Wir hatten Zeit, um am Fenster zu sitzen, Tee zu trinken, und laut darüber zu diskutieren, warum man Gedichte brauchte.

**Das Callcenter:** Ich gehe zu Fuß, die Straßen ist teurer geworden. Straßen, die sich gleichen, geschlossene Rollbalken, ein Nagelstudio, das nie geöffnet hat, zwei Kioske, ein leerstehendes Ladenlokal mit vergilbtem Schild. Das Callcenter liegt in einem dieser Gebäude, die nach Neonlicht riechen. Ich stemple mich elektronisch ein. „Zentrale Vermittlung“ steht über dem Eingang zu dem Großraumbüro, in dem ich mit den anderen sitze, vier Stunden lang, jeder in seinem Verschlag. Ich tippe meine Code-Nummer ein, setze das Headset auf. Störungen melden, Verträge kündigen, Fragen zu Lieferzeiten. Ich schalte meine Gedanken stumm, meine Stimme bleibt freundlich. Ich sage: „Das tut mir leid.“ Ich sage: „Ich verbinde Sie weiter.“ Ich sage: „Könnten Sie das bitte wiederholen?“ Und: „Danke für Ihren Anruf.“ In der Pause sitze ich mit den anderen in einem Raum mit Automatenkaffee und Hartplastikstühlen. Niemand will plaudern. Es ist ein

Zwischenraum. Ich betrachte die Hände der anderen, ihre sprachlosen Gesichter angesichts des vielen Sprechens vorgefertigter Abwimmelungssätze. Ich frage mich, wer von ihnen ein richtiges Bett hat. Auf dem Weg nach Hause gehe ich in den Billigsupermarkt und kaufe mir ein Stück Kuchen. Er ist in Plastik eingeschweißt.

**Nach innen hin offen:** Abends ist mein Zimmer am leersten. Falls es eine Steigerungsform des Wortes „leer“ gibt. Nicht weil er dann anders aussieht, sondern weil es sich anfühlt, als wäre nichts mehr möglich. Die Matratze liegt auf dem Boden, ein Kissen, eine Decke. Ich habe gelernt, wie man Dinge so hinlegt, dass es nach Ordnung aussieht. Der Rucksack steht im Eck, das Regal ist schmal, die Bücher sind sorgfältig gestapelt. Ein Wasserglas, eine Lampe, die flackert. Und Stille, nur unterbrochen vom Knacken der Rohrleitungen. Ich lese vor dem Einschlafen. Drei, vier Seiten. Gedichte. Lyrik ist platzsparend, sie passt auch in kleine Räume. Ich unterstreiche, was ich nicht verstehe, und schlafe über den Fragen ein. Es gibt Nächte, da spreche ich leise mit mir selbst. Keine großen Sätze, nur in etwa: „Das ist nicht alles.“ Oder manchmal: „Morgen wieder aufstehen.“

**Die Tasse:** Die Küche gehört allen. Fünf Parteien auf diesem Stockwerk. Die anderen nimmt man selten wahr, meistens nur als Geräusch: das Knallen einer Tür, das Klinnen von Besteck. Heute steht eine Frau an der Spüle, vielleicht Mitte fünfzig, Jeans, Wollpulli, Haare zum Knoten gebunden. Sie dreht sich leicht zur Seite, als ich hereinkomme. „Ich bin gleich fertig“, sagt sie. Ich nicke und halte meine leere Tasse fest in meiner Hand. Sie wäscht ab, mit ruhigen Bewegungen, als hätte sie Zeit. „Zu viele Teller für eine Person“, sagt sie, „aber man isst ja auch mehr, wenn man allein ist.“ Ich zucke mit den Schultern. Sie fragt ohne Mitleid. „Callcenter, oder?“ Ich nicke. „Meine Tochter hat da mal gearbeitet. Drei Jahre lang. Sie sagt, irgendwann hört man sich selbst nicht mehr.“ Ich weiß nicht, ob sie das zu mir sagt oder zu sich selbst. Ich will etwas antworten, aber es kommen keine Worte über meine Lippen, ich schaffe ein Nicken, langsamer diesmal. Sie nimmt eine Tasse aus dem Schrank: „Wollen Sie auch Tee?“ Und wieder nicke ich. Das Wasser kocht. Der Beutel sinkt ins Wasser. Wir schweigen. Ein Moment, der nicht geplant war. Das Gefühl, dass etwas in Bewegung ist, auch wenn ich es nicht wahrhaben will. Der Stuhl, auf den ich mich setze, wackelt.

**Asphalt:** Meine Tasse stelle ich auf das Fensterbrett, als ich wieder in meinem Zimmer bin. Die Tasse stammt aus einer anderen Zeit. Sie ist weiß, innen leicht graubraun vom Tee. Während ich mich zum Schlafen ausziehe, fällt mir etwas ein: eine Straße im Sommer, Hitze über dem Asphalt. Ich war acht oder neun. Spaziergang zum Park. Meine Eltern plauderten über irgendetwas. Ich erinnere mich an unsere Schatten, die sich auf dem Boden überschnitten. Die Stimmen meiner

Eltern, gedämpft, ich musste mich beeilen, um Schritt zu halten. Wir kamen zum Park, setzten uns auf eine Bank. Papa hatte Kuchen gekauft, aus einer Innenstadtkonditorei, mit Glasur und Mandelsplittern. Wir aßen ihn langsam, er war weich und süß und echt. Mama gab mir Krümel in die Hand. Ich lockte Tauben an. Die trippelten näher, pickten die Bröseln vom Boden auf. Sie gurrten. Ich klappe mein Buch auf. Lese den Vers, den ich gestern unterstrichen hatte. Verstehe ihn nicht besser als zuvor. Ein Vers über tanzende Schatten.

**Möglichkeit:** Am nächsten Abend bleibe ich länger im Gang vor meiner Tür stehen. Ich halte den Schlüssel in der Hand. Die Luft im Gang ist kühl, es riecht nach Reinigungsmittel und nach etwas Metallischem. Aus einer der Wohnungen dringt Musik, dumpf und verwaschen. Ich sage „Wohnungen“, obwohl ich weiß, dass alle hier in Einzelzimmern leben, die meinem gleichen. Es ist nichts Besonderes an diesem Moment. Und doch: Ich will spüren, dass es Türen gibt, hinter denen jemand atmet, lebt. Werde ich morgen wieder mit ihr Tee trinken? Die Möglichkeit ist ein weißer Fleck auf der Landkarte. Das System sieht keinen Mangel. Es ist nicht dafür gemacht, dass Fragen gestellt werden.

**Frühstücksflocken:** Ich arbeite jetzt in der Küche eines Hotels. Ich fülle Schüsseln mit Frühstücksflocken, bringe Brötchen und Croissants in Körben, kleingeschnittenes Obst in Glasschalen, lege Wurst und Käse nach, stelle Gläser und Tassen bereit. Alles ist hygienisch, glatt, portioniert. Das Frühstück macht den Tagesbeginn beweisbar. Ich vertraue dem Geräusch der Teller, wenn sie aneinander schlagen. Dem Dampf, der aufsteigt, wenn die Spülmaschine geöffnet wird. Nach der Schicht trinke ich Wasser aus einem kleinen Becher, lehne an der Kante des Küchentisches. Durch das Küchenfenster sehe ich einen Baum, ich weiß nicht, was für einer das ist. Ich denke nicht über den nächsten Tag nach. Ich werde einfach wieder hierher kommen. Es ist nicht schlechter als im Callcenter.

**Zuckerguss:** „Du bist so ruhig“, sagt die Frau, die den Geschirrspüler in der Hotelküche ausräumt, ihre Stimme ist beiläufig, wie wenn sie das Wetter kommentiert. Ich zucke die Schultern. Sie blickt mich nicht an, greift nach dem nächsten Teller. Sie sieht aus wie die Frau, mit der ich Tee getrunken habe. Ich muss mir eingestehen, dass man mich sieht. Dass mein Schweigen mich nicht unsichtbar macht. Als ich nach meiner Schicht meine Jacke aus der Garderobe hole, bemerke ich an einem Haken einen Schal. Hellblau, aus Wolle. Ich berühre ihn. Er ist flauschig und warm. Die Fasern schmiegen sich an meine Finger, als wollten sie mir etwas erzählen. Ein vages Ziehen in meiner Handfläche, eine Erinnerung, die schmerzen könnte, wenn sie konkreter wäre. Am Nachmittag

kaufe ich wieder ein Stück Kuchen im Billigsupermarkt. Ich esse ihn, während ich nach Hause gehe. Es ist kalt, der Zuckerguss splittert zwischen meinen Zähnen. Ich schmecke nichts, aber ich stelle fest, dass ich etwas schmecken will.

**Nebengeräusch:** An einem freien Tag spaziere ich durch die Stadt. Ich gehe eine unbekannte Straße entlang, durch eine unspektakuläre Gegend. Wohnhäuser, ein kleiner Tabakladen, ein heruntergekommenes Café mit halb geöffnetem Vorhang. Ich bleibe stehen. Aus dem Café dringt Musik. Leise Töne, nicht entzifferbar die weiche Melodie. Ich glaube, es ist ein Klavier. Ich habe nichts vor, ich darf hier stehen. Ich muss niemandem erklären, warum ich hier bin. Die Klänge aus dem Café bleiben in meinen Gedanken, als hätten sie mich an etwas erinnern wollen. Ein Nebengeräusch, das für einen Moment wichtiger ist als der Rhythmus meiner Schritte. Am Abend schreibe ich den Satz „Du bist so ruhig.“ auf einen Zettel, das Wort „Klavier“ auf einen anderen. Ich lege die Zettel unter mein Kopfkissen. Mein Archiv des Ungesagten, als heimliche Option.

**Notiz:** Zwei Tage später finde ich eine handgeschriebene Notiz neben der Spüle. Sie ist nicht für mich gedacht. Sie liegt zwischen schmutzigen Tellern und nassen Lappen. „Proben nächste Woche, bitte Rückmeldung, wer mitlesen will.“ Darunter ein Ort, ein Tag, eine Uhrzeit. Ich weiß nicht, was geprobt wird. Ich hebe die Notiz mit spitzen Fingern auf, lese sie mehrmals, lege sie dann wieder zurück, sie gehört mir nicht. In meinem Zimmer notiere ich die Daten auf einem Zettel, lege den zu den anderen unter mein Kopfkissen.

**Ein Haar in der Wahrnehmung:** Seit der Notiz mit dem Proben-Termin vergeht die Zeit anders. Nicht schneller, auch nicht langsamer, nur ungewiss. Ich verliere das Maß. Ich dachte, ich sei vor einer Stunde aufgestanden, aber der Tag ist vorbei. Dann sitze ich eine Minute lang auf meiner Matratze und finde mich drei Stunden später im Waschsalon, ohne mich erinnert zu haben, was dazwischen war. Die Tage haben keine Kanten mehr. Sie fließen ineinander wie Wasser in einem schiefen Glas. Ich weiß nicht, ob der Proben-Termin schon war. Seit ich die Notiz gelesen habe, spüre ich eine kleine, fast unmerkliche Positionsänderung, nicht laut oder grell, sondern wie wenn sich ein Haar in der Wahrnehmung festsetzt. Etwas stimmt nicht, aber in der vorherrschenden Ordnung ist kein Platz für Zweifel.

**Verschiebung:** Ich träume: Jemand klopft an meine Tür. Auf dem Fußabstreifer liegt ein Umschlag. Ich nehme ihn in mein Zimmer, ohne ihn zu öffnen, lege ihn auf den Schreibtisch. Als ich am Morgen aufwache, suche in den Umschlag. Er ist nicht in der Wirklichkeit gelandet, seine Existenz

bleibt eine des Traumes. Stattdessen liegt ein alter Kassenbon aus dem Billigsupermarkt auf dem Schreibtisch. Ich friere. Mein Fenster ist gekippt, obwohl ich es abends geschlossen hatte. Mein Zimmer riecht anders. Etwas hat sich verschoben, nur um einen Hauch. Ich sehe mich um, alles scheint wie immer zu sein. Ich verstecke den Kassabon unter meinem Kopfkissen. Ich gehe in die Küche, nehme die Teetasse mit. Die Frau ist nicht da. Ich höre den Wasserhahn der Spüle tropfen, aber nur dann, wenn ich nicht hinsehe.

**Vereinbarung:** Früher dachte ich, Realität sei etwas Festes, wie ein Vertrag. Wie ein Asphaltweg, auf dem man nicht stolpern kann, solange man geradeaus sieht. Aber jetzt wackelt etwas. Nicht draußen, sondern drinnen. Die Dinge stimmen überein mit dem, was sie zu sein versprechen, aber sie stimmen nicht gleichzeitig. Realität ist eine Übereinkunft, etwas, worauf ich mich einlasse, damit der Tag nicht auseinanderfällt. Ich nenne es Wirklichkeit, weil genug andere Leute das Gleiche sehen. Was geschieht, wenn es keine Übereinkunft mehr gibt? Sie sagen: „So ist die Welt.“ Ich weiß: „So sollte sie sein, aber so ist sie nicht.“ Ich empfinde das nicht als beängstigend. Ich empfinde es als unverhüllt, geöffnet. Wie eine nur an mich gerichtete Bekanntmachung, nicht alles für gegeben halten zu dürfen. Ein Blickfeld, das entsteht, wenn nichts mehr eindeutig ist.

**Abschnitt Zwei Punkt Null:** Der Tag beginnt nicht neu, er gleitet über aus dem vorherigen, wie wenn jemand vergessen hätte, die Nacht dazwischen zu schieben. Der Lichtwechsel draußen kündigt den Morgen an, aber sie spürt ihn nicht. Sie steht auf, weil der Körper es verlangt, nicht weil die Zeit es sagt. Auf dem Weg zum Billigsupermarkt kommt sie am Schaufenster einer Buchhandlung vorbei, das Innere kaum beleuchtet. Sie bleibt stehen, sieht ihr Spiegelbild im Glas, die Umrisse verschwimmen. Ihr Blick überquert eine Schranke, drinnen erkennt sie schemenhaft eine Gestalt, einen Mann. Sie glaubt, dass er ihr zuschaut, durch die Scheibe hindurch, als spielte sie eine Rolle, die er schon kannte, bevor sie die Bühne betrat. Sie geht weiter, zum Billigsupermarkt, um Kuchen zu kaufen. Drinnen derselbe Mann, jetzt trägt er einen grauen Mantel und sucht sich etwas in einer Schütte mit Sonderangeboten aus. Sie hat das Gefühl, als wiederhole sich etwas, das nur für sie sichtbar ist. An der Kasse steht er in der Schlange vor ihr. Er dreht sich zu ihr um, sagt leise: „Wir kennen uns.“ Sie antwortet nicht. Als sie an der Reihe ist, bezahlt sie ihren Kuchen, nimmt ihn mit nach draußen, auch den Satz des Mannes, den sie nicht bezahlen muss. Zuhause geht sie in die Küche, setzt sich auf den Stuhl, der wackelt. Denkt an die Frau, mit der sie Tee getrunken hat, vor sehr langer Zeit. Sie wartet nicht auf etwas Bestimmtes, nur auf den Moment, in dem das Gefühl nachlässt, dass etwas sich verschoben hat. „Wir kennen uns.“ Kein Bild aus der Vergangenheit taucht auf. Sie fragt sich, ob dieser Mann etwas von ihr wusste, das ihr

passieren wird. In ihrem Zimmer nimmt sie einen Zettel und schreibt den Satz auf. Sie legt ihn zu den anderen unter ihr Kopfkissen. Sie beobachtet ihre Dinge. Sie scheinen dieselben zu sein wie gestern, aber auch sie tragen Spuren einer anderen Ordnung. Sie steht auf, geht zum Fenster, blickt in den Hof. Unten läuft ein Kind um einen Baum herum. Sie kippt das Fenster, horcht nach draußen, kein Laut dringt zu ihr. Als sie blinzelt, ist das Kind weg. Sie fragt sich, ob der Baum das spürt. Sie schließt das Fenster, damit die Welt dort draußen Zeit hat zu pausieren, für einen Moment. Drinnen bleibt es still. Aber das Zeitgefüge hat begonnen, sich anders zu verhalten. Und sie fragt sich, ob nicht sie es ist, die sich verliert, sondern die Welt, die sich neu zusammensetzt. Die Möglichkeiten ihrer Irrungen umzingeln sie wie Schattengestalten. Die Tage verlieren ihre Greifbarkeit. Kein Montag, kein Mittwoch, nur ein Verlauf, in dem nichts beginnt und nichts endet. Seit letzter Woche arbeitet sie im Billigsupermarkt. Frühschicht. Sie schiebt Einkaufswagen ineinander, sortiert Konservendosen, stapelt Teepackungen, füllt Joghurt nach. Ihre Hände sind kalt, gefühllos tiefgefroren, wenn sie Fischstäbchenpackungen in den Eistruhen nachlegt. Der Mann aus dem Geschäft arbeitet nun hier an der Kassa, er sieht sie an wie eine Fremde, die sie auch ist. Er scannt geschickt und schnell, das rote Licht des Scanners tastet die Barcodes ab und wirft ihr magische Rhythmen zu. Sie spürt eine Aufforderung, diese Zeichen zu deuten. Kryptisches schwebt zwischen Licht und Luft, blinkt ihr zu, begleitet von Piepsen. Ein Signal, vielleicht eine Melodie, wieder und wieder, wie von einem Pianisten, der kein Klavier mehr braucht. Zu dem Zettel, auf dem Klavier steht, und den anderen Zetteln, auf denen etwas anderes steht, gesellt sich einer, auf dem „Frühschicht“ steht. An einem Nachmittag geht sie spazieren. Sie setzt sich auf eine Bank. Eine Taube trippelt vorbei, nickt ihr zu. Sie nickt ebenfalls. Als der Vogel schon weiter entfernt ist, bleibt er stehen, blickt zurück, blickt sie an, als Teil eines bedeutungsoffenen Moments der Synchronizität, der hier noch nicht sichtbar ist. Sie bleibt noch eine Weile sitzen. Irgendwo tief in ihr beginnt sich ihre Ahnung wieder zu regen, dieses leise Wissen, dass sich etwas verschoben hat. In der Nacht träumt sie von einer fremden Wohnung. Die Räume sind weit und leer, die Fenster geöffnet. Es regnet, die Tropfen zeichnen ein Schema auf dem Fensterbrett. Sie läuft barfuß durch die Räume, bis sie zu einer verschlossenen Tür kommt. In ihrer Tasche findet sie einen Schlüssel, sie sperrt auf. Im Zimmer sieht sie einen Tisch, darauf eine Teetasse, dampfend und duftend. Der Traum lässt sie nicht los, als Stimmung, wie Nebel, der durch die Stunden zieht. Als sie sich zum Gehen in den Billigsupermarkt bereit macht, greift sie nach ihrem Schlüsselbund, bemerkt einen fremden Schlüssel daran, schwerer und kantiger als die anderen. Die Schlüssel klimpern ihr eine metallene Melodie zu. Nach ihrer Schicht im Billigsupermarkt geht sie zum Fluss. Die Böschung ist matschig, das Wasser fließt schnell und grau. Stehend isst sie ihren Kuchen und blickt auf die Oberfläche des Flusses, auf die wirbelnden Muster, die sich bilden, vergehen, neu entstehen. Sie will sie nicht

lesen, will nicht wissen, welche Botschaft hier verborgen ist, im rhythmischen Tanzen der Wellen. Später, als sie wieder zu Hause ist, schreibt sie einzelne Worte auf. „Tür“, „Schlüssel“, „Taube“, „Verschiebung“. Sie liest laut, was sie geschrieben hat, ihre Stimme ist ihr vertrauter, als sie befürchtet hatte. Die Ereignisse überschlagen sich. Während eines ihrer nachmittäglichen Spaziergänge sieht sie ein Kind, das in einem Vorgarten mit einem Ball spielt. Sie bleibt stehen, beobachtet das Mädchen. Das Kind wirft den Ball gegen die Hauswand, fängt ihn auf, lässt ihn auf den Boden prallen, klatscht in die Hände, hüpfst, wirft erneut. Immer wieder, eine Choreografie, die dem Kind bekannt zu sein scheint. Sie hört zu, ein Lied ohne Noten. Der Ball springt zu ihr, sie hebt ihn auf und blickt das Mädchen an. Sie wirft dem Mädchen den Ball zu. Dann will der Schlüsselbund mit dem fremden Schlüssel etwas von ihr. Sie wiegt ihn in der Hand, er hat ein Gewicht, das nicht nur physisch ist. Das vage Gefühl, dass dieser fremde Schlüssel zu etwas gehört, das sie vergessen hat, das aber einmal das Ihre war. Sie weiß, dass etwas zugänglich ist, wenn sie den richtigen Moment nicht verpasst. Im Waschsalon sagt jemand: „Die schließen gleich.“ Niemand sieht sie an, die Stimme ist nicht unfreundlich, nur sachlich. Sie setzt sich auf einen Plastikstuhl an der Wand. Die Maschinen laufen, leises Rumpeln, tiefes, gleichmäßiges Kreisen, rhythmisches Pochen nasser Wäsche gegen Metall. Sie hört den Takt der Trommeln, unterschiedlich, einander ergänzend. Ein mechanisches Atmen. Draußen quietschen Straßenbahnen vorbei. Sie lauscht dem metallenen Kreischen der Räder auf den Schienen, wie man einem Lied lauscht, das man kennt, aber nicht mitsingen darf. Der Schlüsselbund in ihrer Manteltasche. Sie geht zum kleinen Vorraum, in dem sich die Schließfächer befinden. Der fremde Schlüssel passt zu einem Fach. Im Inneren liegt ein Schal. Hellblau, weich, mit einem winzigen Loch am Saum. Sie nimmt ihn heraus, plötzlich erinnert sie sich. Der Schal lag auf dem Bett einer Mitbewohnerin, damals, in der WG. Als die Wohngemeinschaft aufgelöst wurde, hatte ihre Mitbewohnerin ihn ihr geschenkt. Der Schal liegt weich in ihren Händen, ihre Finger folgen den Maschen, zählen die Reihen, die Wendungen, die Wiederholungen, jede Schlaufe ein lautloses Echo. Sie hebt den Schal ans Ohr. Ein Wispern von Wolle auf Haut, ein Signal aus Fäden und Lücken, aus Wärme und Erinnerung. Und wieder ein Satz, der verlangt, aufgeschrieben zu werden. „Die schließen gleich.“ Zuhause folgt sie der Aufforderung der Worte, dingfest gemacht zu werden. Sie beginnt, auf andere Geräusche zu achten. Schicht für Schicht zerfällt das Bisherige. Es gibt keinen dramatischen Rückblick, nur eine Entscheidung, die sie bislang nicht getroffen hatte. Sie betrachtet nicht, sie verurteilt nicht. Sie nimmt zur Kenntnis. Das Alte ist nicht verschwunden. Sie muss nicht zurück. Die Tür fällt leise ins Schloss. Kein Geräusch aus dem Treppenhaus, keine Stimmen, kein Echo. Nur der Rhythmus ihres Atmens. Ihr Zimmer ist dasselbe wie immer, aber der Stuhl vor ihrem Schreibtisch steht ein wenig schräg, sie rückt ihn zurecht. Die Teetasse steht auf dem Fensterbrett. Sie nimmt sie, geht in die

Küche, setzt Wasser auf. „Möchten Sie auch Tee?“, fragt sie die Frau, die wie zufällig genau in demselben Moment neben ihr steht. Die Frau bejaht, die beiden trinken Tee. „Möchten Sie Kuchen?“, fragt sie, auch dies bejaht die Frau. Sie teilen sich den Kuchen. Er schmeckt süß und cremig, nach echter Vanille und echter Butter und echten Eiern. Es ist der gleiche Kuchen aus dem Billigsupermarkt, den sie immer kauft. Sie sitzen still. Nichts deutet auf einen Aufbruch hin. Etwas ist verlassen worden. Der Tag ist noch nicht vorbei, als sie sich auf den Weg zum Proben-Termin macht. Sie geht durch eine Allee. Platanen stehen jahrhundertealt und wachsam aneinandergereiht, ihre Stämme gemustert mit Erinnerungen. Sie weiß, dass die Bäume alles gesehen haben. Die Blätter rascheln ihr ein unsichtbares Winken zu. Als Anerkennung. In ihrem Rucksack trägt sie viele Zettel, auf denen sie die Fragmente ihrer Heimlichkeit gesammelt hat. Sie geht langsam, ohne Hast, die Zeit bewahrt eine dehbare Stimmung. Ein Mann kommt ihr entgegen, sie erkennt ihn. Der graue Mantel, der Gang, der Blick. Sie nicken einander zu. Lächelt sie? Wie er? Es ist ein Gruß. Das Gebäude ist unscheinbar, eine Tür, eine Treppe, ein Gang. Vor dem Raum, aus dem sie Stimmen hört, bleibt sie stehen. Sie lauscht, die Tür ist nur angelehnt. Jeder spricht mit Absicht, mit Zuversicht. Ein Stuhl rückt, jemand sagt einen Satz, dann eine Pause, dann ein anderer Tonfall. Pausen. Betonungen. Stammeln, Zögern, Luftholen. Sie erkennt Muster, das Ineinandergreifen von Stimmen, den unsichtbaren Faden zwischen Satz und Satz. Sie setzt sich auf eine Bank im Flur, schließt die Augen. Lauscht, als lausche sie einem Konzert. Als die Stimmen verstummen, steht sie auf. Niemand hat sie ausgeschlossen. Sie geht nach Hause, das Gehörte in sich wie einen Puls. Auf dem Gehweg vor ihr werfen die Straßenlaternen Schatten von Passanten. Einer kreuzt ihren, andere kommen dazu, verschwinden wieder, für Bruchteile der Momente gemeinsame Zeichnungen auf dem Boden. Sie fühlt keinen Impuls zur Flucht. Gleichklang. Sie denkt an den Vers, den sie in ihrem Buch unterstrichen hatte. Nun gehört er ihr. Die Rhythmen sind gefügig geworden, sie gleiten ineinander, verweben sich, verschränken sich, lösen sich, um sich neu zu arrangieren. Sie durchziehen die Zeit unter der Oberfläche. Das Piepen an der Kasse, das Klappern der Einkaufswagen, das Rauschen des Flusses, das Knacken der Heizungsrohre. Keine Marschmusik, die befiehlt, stattdessen sphärische Tonfolgen als unendlicher Pulsschlag. Die Waschmaschinen, die Straßenbahnen, das Ballspiel, das Rumpeln der Welt. Nichts davon kann mehr etwas von ihr fordern. Die Dinge setzen sich neu zusammen, Löcher und Risse werden sich schließen, Lücken werden verschwinden. Dissonanz ist Teil des Prozesses. Melodien warten auf sie. Sie hat begonnen zu entschlüsseln. In ihrer Harmonie liegt ein Satz, der nicht aufgeschrieben werden muss: „Ich bin.“